

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 44 (1950)
Heft: 2

Artikel: Leben und Werk Léon Bloys : J'attends les Cosaques et le Saint-Esprit
Autor: Hug, Herbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-139359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leben und Werk Léon Bloys

J'attends les Cosaques et le Saint-Esprit.

1.

Laßt mich zuerst so brav als möglich seinen Lebenslauf schildern, so wie es einem Pfarrer ziemt, der eine Abdankung hält.

Léon Bloy, der zweitälteste von sieben Söhnen des Jean Bloy und der Marie-Anne-Césarine geb. Carreau, ist am 11. Juli 1846 in Notre-Dame de Sanilhac, einem Vorort von dem an der Dordogne gelegenen Périgueux zur Welt gekommen. In seinem autobiographischen Roman «Der Verzweifelte» zeichnet der Autor in der Gestalt des Caïn Marchenoir sich selbst und das Milieu, in dem er aufgewachsen. Hier erscheint sein Vater als ein kleiner, spießbürgerlicher Beamter, der mit seinem platten Positivismus der Kunst und allem Übernatürlichen verschlossen gegenübersteht und unfähig ist, seinen Sohn zu verstehen oder ihn gar gelten zu lassen. Seine Mutter, in deren Adern spanisches Blut rollt, wird hingegen liebevoll als eine «Feuerseele» gepriesen, die mit vorbildlicher Geduld ihr schweres Leiden trägt – sie war bis zu ihrem Tode fünfzehn Jahre lang an beiden Beinen gelähmt – und die Gott das Opfer ihrer Gesundheit für jenen ihrer Söhne gebracht habe, der der Bekehrung am bedürftigsten wäre, für Léon Bloy. Gott scheint ihr Opfer angenommen zu haben.

Wie Sören Kierkegaard davon überzeugt ist, die Schwermut als Beigabe schon in die Wiege mitbekommen zu haben, so sieht Léon Bloy seine Kindheit aller Heiterkeit bar und sein eigenstes Wesen einer kellerdunklen Melancholie entwachsen. Am 18. November 1889 schreibt er an seine Braut: «Ich bin von Natur aus traurig, so wie man klein oder blond ist von Natur. Ich bin traurig geboren, traurig in einer tiefen und fürchterlichen Art, und wenn ich von der wildesten Sehnsucht nach Freude besessen bin, so geschieht das kraft des geheimnisvollen Gesetzes, durch welches die Gegensätze sich anziehen.» Und weiter: «Trotz der mächtigen Anziehungskraft, die die bloße Idee des Glücks auf mich ausübt, zieht das noch mächtigere Schwergewicht meiner Natur mich hin zum Leid, zur Traurigkeit, vielleicht zur Verzweiflung. Ich erinnere mich, wie ich als Kind, als ganz kleiner Knabe, oft mit Unwillen, mit Empörung mich geweigert habe, an Spielen und Vergnügungen teilzunehmen, an die zu denken für mich schon ein Freudenrausch war. Aber ich hielt es für edler, zu leiden und mich leiden zu machen, indem ich darauf verzichtete.» So liebt er triebmäßig das Unglück; er will unglücklich sein. Das bloße Wort «Unglück» kann ihn bisweilen geradezu in einen Begeisterungssturm reißen. Die Maßvollen werden diesen Zug ins Maßlose sofort mit irgendeiner pathologischen Veranlagung in Zusammenhang bringen, und sie werden das um so bereitwilliger tun, als sie auf diese Weise den radikalen Thesen dieses Mannes von vornherein ihre Spitzen zu brechen ver-

meinen. Wir aber werden gut daran tun, das Phänomen Léon Bloy mit anderen Augen zu betrachten, dessen eingedenk, daß das Wertproblem «Genie und Irrsinn» das Problem des Genies überhaupt ist, ein Problem voll tiefer Dunkelheiten und sehr harter Fragezeichen, das seit Jahrtausenden in der Menschheit wühlt und immer noch die feinsten Köpfe beunruhigt. Bloy selbst hat jedenfalls dieses Stürmische seines Wesens mit seiner Mutter in Verbindung gesetzt, dieser «Närrin der Gottesliebe», deren spanische Seele gleichzeitig so glühend und so düster war, daß sie sich ein Marterparadies erbetete, nur um für Christus ewig leiden zu dürfen. Von daher ist es auch verständlich, daß für Bloy die Hauptanziehungskraft des Christentums immer die Unermeßlichkeit der Schmerzen Christi gewesen ist, «die grandiose, alles Sein übersteigende Schrecklichkeit seiner Passion». Doch wir greifen vor. Noch beschäftigt uns die klägliche Kindheit dieses Absonderlichen, dessen wahrhaft furchtbare Leiden nach seinem eigenen Geständnis zum großen Teil sicherlich sein eigenes Werk gewesen sind, weil er schon als Knabe sich selbst gegen sich selbst diskreditiert hat mit wilder Raserei. Träumerisch-leidenschaftlichen Wesens ertastet er seine Begabung, die sich bald zeichnerisch, bald musikalisch oder auch poetisch äußert, ehrlich bemüht, ein guter Schüler zu werden, was allein ihm des Vaters Wohlgefallen hätte eintragen können, aber erfolglos in dieser Bemühung und darum sich frühe schon Luft schaffend in Tagebuchergüssen oder gar in Versen, in die der trotzig Pennäler seine Pubertätstragödie zu Ehren der sinnbetörenden, dolchbewehrten Lucrezia Borgia zwingt. Noch nicht mündig geworden, verläßt er das von ihm abgelehnte Vaterhaus, in der Absicht, Maler zu werden. Indessen macht er seinen Eltern noch Konzessionen und geht nach Paris, um sich zunächst in die rechtschaffene Arbeit auf einem Architekturbüro zu schicken. Er besucht Kurse über Arithmetik und Geometrie, aber wichtiger ist es ihm, daß er Schüler der Schönen Künste werden kann und im Atelier des Malers Pils Verständnis für seine Neigung findet. Wäre er beim Malen geblieben, der Holländer Vincent van Gogh hätte vielleicht in ihm den allein kongenialen Weg- und Leidensgefährten gefunden, den er so vergeblich gesucht hatte. Bloy wird auf andere Weise ähnlich geführt und in ähnliche Abgründe gestoßen. Im Jahre 1866 kommt es zur folgenschweren Begegnung mit dem Schriftsteller Barbey d'Aurevilly, der ihn nicht nur entschieden gegen die Literatur hin orientiert, sondern ihn auch in die ganze Fülle der allein seligmachenden Kirche einweiht. Am 29. Juni 1869 findet Bloys eigentliche Rückkehr zum Katholizismus statt.

Wie kommt es zu dieser Bekehrung? Lassen wir Bloy selber sprechen! In seinem Roman «Der Verzweifelte» läßt er Marchenoir, alias Bloy, bekennen: «Eines Tages galt es für mich entweder zu sterben oder mich sozusagen mechanisch um jeden Preis der Hoffnung zu bemächtigen. Ich wurde Christ . . .» Und später erzählt er seinem Freund Dom Guéranger dasselbe Ereignis in folgender Weise: «Eines schönen Tages gefiel es

Gott, mich zum Christen zu machen. Wie er dieses Wunder bewerkstelligt hat? Ich weiß es nicht. Aber die Wirkung ist plötzlich und wunderbar gewesen. (Er vergleicht es mit der überraschenden Plötzlichkeit eines Erdbebens.) Freudig habe ich die übernatürliche Einströmung dieses großen Glaubens empfangen. Ich habe geweint, gebetet . . .» Er weiß sich von diesem Zeitpunkte an eingereiht in die Schar der Streiter der triumphierenden Kirche, aber der Kirche, die durch *Leiden* triumphiert. Allerdings folgt nun sofort ein fragwürdiges Intermezzo. Der *Deutsch-Französische Krieg* bricht aus. Bloy gesellt sich zu den Freischärlern unter Cathelineaus Fahne. Für ihn sind Frankreichs Feinde vor allem Feinde Gottes und seiner Kirche, und darum will er nichts wissen vom Patriotismus nationaler Ordnung; sein Vaterland ist die römische Kirche, und er versteht sich selbst als ein Soldat Christi. Aber der Krieg bringt über Frankreich furchtbares Schicksal im Zeichen deutscher Siegerfreude, und Bloy fühlt sich im Innersten verletzt und nährt in sich einen unversieghlichen Haß gegen «das nördliche Lumpengesindel», dessen seichter Protestantismus ihn vor allem anwidert. Luther ist für ihn ein «salaud», ein Schmutzfink. Verzeihe ihm solches Fehlurteil, wer da kann, besonders in Berücksichtigung dessen, daß Bloy vielleicht Luthers «Schriften wider die Juden» kennt, denen er selbst sein «Heil durch die Juden» entgegenstellen wird. – Nach Frankreichs Niederlage kehrt Bloy wieder nach Périgueux zurück, so schwer es ihm fällt. Aber seine Eltern sind beide schwer erkrankt, und er will sich ihrer annehmen. Er widmet sich auch der Erziehung seines Bruders Jules, leidet aber erneut unter der drückenden Atmosphäre, so daß er sich nach zwei Jahren doch wieder aus dem häuslichen Kreise entfernt, um in Paris Stellung und Unterkunft zu suchen. Er findet Arbeit bei einem Notar, läßt sich jedoch zu früh zur Aufgabe seiner Stelle bewegen, da *Louis Veillot* ihm eine glänzende Zukunft als Mitarbeiter der von ihm herausgegebenen katholischen Zeitung «Univers» verspricht. Mit Hingabe widmet sich Bloy dem Journalismus, in der Hoffnung, «aus eigener Kraft in Frankreich eine neue literarische Strömung von christlichem Spiritualismus anzubahnen» – so äußert er sich selbst, rückblickend auf diese Periode; aber er muß es zu seiner tiefsten Enttäuschung erleben, daß man sich am «Univers» von ihm distanziert, nachdem man ihm einige wenige Artikel überlassen hat. Er, der die Gerechtigkeit über alles liebt und unter allen Umständen für die Wahrheit eintreten will, fühlt sich schmähhlich unterdrückt und ausgeschaltet. Er steht fortan auf dem Kriegsfuß mit den Machthabern der öffentlichen Meinung und kämpft gegen «die Räuberhüuptlinge des Journalismus, die unaufhörlich an der Entehrung und Vertierung unseres edlen Volkes arbeiten». Die Folge ist, daß dieselben sich an ihm rächen und er nur noch als Hungerleider seine Existenz zu fristen vermag. Später nennt er sich selbst den «mendiant ingrât», also einen Bettler nicht nur, sondern ausdrücklich einen *undankbaren* Bettler, undankbar deshalb, weil man ihn geradezu zwingt, von Almosen abhängig zu werden. Wie das ge-

meint ist, geht am deutlichsten aus der folgenden Stelle seines Buches «Das Blut des Armen» hervor: «Wer nicht ein ausgesprochener Bösewicht ist, gibt Almosen, das heißt, er gibt einen geringen Teil von seinem Überfluß. Das ist die Lust, den Wunsch des Armen zu schüren, ohne ihn zu erfüllen. Der liebende Christ aber gibt sich selbst, indem er das gibt, was er selber notwendig hat, und dadurch erst wird der Wunsch des Armen erfüllt. So sagt das Evangelium und damit basta.» Je mehr er aber im Elend zu versinken droht, desto fester klammert er sich an Gott und opfert sich selbst, sein Leben, seine Gesundheit, seine Ruhe im Gedanken an die Realisierung der «Gemeinschaft der Heiligen». Am meisten leidet er darunter, kein Heiliger zu sein – heilig nicht im Sinne einer perfektionistischen Moral, sondern im Sinne einer letzten Hingabe- und Leidensfähigkeit. Er vertraut dieses sein «unerhörtes Geheimnis» zunächst niemandem an als seinem Tagebuch und empfindet es als «eine Bürde von zerschmetternder Wucht, das ihn schwitzen macht vor Angst und zugleich trunken von Weh». Zu dieser Zeit unternimmt er den Versuch, in den Benediktinerorden einzutreten; doch auch hier gilt er als «ungeeignet».

1877 wird Léon Bloys Schicksalsjahr. Auf der Verlustseite verzeichnet es den Tod seiner Eltern, auf der Gewinnseite aber zwei entscheidende Begegnungen. Da kommt es einerseits zur Entdeckung des «Propheten», andererseits zur Entdeckung der «Frau». Den Propheten findet er in der Gestalt des Abbé Tardif de Moidrey, eines Theologen, der körperlich zu schwach war, um Ordensgeistlicher zu werden, und der sich darum auf dem Lande privaten Studien hingab und die von Thomas von Aquin geübte Methode der moralischen und symbolischen Auslegung der Bibel wieder aufnahm. Es war ein Mann, der seine Bibel auf den Knien las, sie verzehrte, ja verschlang, wie es der Engel dem Seher von Patmos geboten hatte. Wie bedeutend dieser Tardif von den französischen Katholiken eingeschätzt wird, geht aus dem überschwenglichen Urteil hervor, das Paul Claudel über ihn ausspricht: «Niemand – Bossuet ausgeschlossen – hat seit den großen christlichen Jahrhunderten die Heiligen Schriften, ich sage nicht, so tief erfaßt, sondern mit ihnen Umgang gepflegt und in ihnen gelebt; keiner sie so miteinander verglichen, so pietätvoll und intelligent ausgelegt, daß man es gerechterweise mit genial bezeichnen sollte.» Von ihm übernimmt Bloy nicht nur jene Art der Exegese, die darin besteht, die Bibel als die Autobiographie Gottes zu lesen, sondern auch dessen anbetende Verehrung der weinenden Mutter Gottes von *La Salette*, als deren Apostel schließlich beide, Buße predigend, nach Jerusalem zu wandern beschließen, bereit, ihren festen Wohnsitz für immer aufzugeben. Jerusalem, der Ölberg, wird für den «Pèlerin de L'Absolu» der Inbegriff alles Wünschbaren. Aber auch dieser Pfeil der Sehnsucht fällt unversehens kraftlos zu Boden. Tardif, der durch sein persönliches Vermögen die Reise sichergestellt hätte, stirbt plötzlich, und Bloy steht wieder vor dem Nichts. Zeitlebens hat er dies als einen

Schlag des göttlichen Zornes empfunden. Zu derselben Zeit kommt es aber auch zur eigenartigsten aller Liebesgeschichten durch das Erlebnis mit *Anne Marie Roulet*, der Veronika des «Verzweifelten», einem armen Freudenmädchen, das sich unter seinem Einfluß zu einer Art Hellseherin und Gottbegeisterten entwickelt, das heißt von einer Entwicklung kann man eigentlich nicht reden, weil auch bei ihr die Erleuchtung des Geistes unvermittelt eintritt, blitzartig und wundersam wie bei Bloy selbst. Sie, die früher in Nachtlokalen sich umtrieb, verbringt ihre Tage und Nächte auf einmal im Gebet. Sie, die noch ihren «Retter» in den Schlamm schmachvollster Sinnlichkeit herunterzog, löst sich von aller sinnlichen Liebe und verfällt in einen Rausch mystischer Ekstasen bis zur Erschöpfung. Als Eisenbahnangestellter hat Bloy mit einem Jahresgehalt von 1800 Francs für beide aufzukommen und schließlich noch die Kosten zu tragen, die ihm durch die Überführung der hoffnungslos geistig Umnachteten in ein Asyl erwachsen. Kein Wunder, daß er sich kaum mehr zu helfen weiß und nur noch die Frage hat: Was will eigentlich Gott von mir? Gehöre ich ins Kloster? Tatsächlich hat er sich schon einmal zwei ganze Monate lang als Novize im Trappistenkloster zu Soligny versucht, aber vergeblich. Soll er es nicht noch einmal wagen, da Gott noch seine einzige Hoffnung ist? Im Winter 1882/83 sucht er Ruhe in der *Grande Chartreuse* und findet sie . . . Materiell sowohl als auch moralisch wird er gestärkt. Aber ist hier sein Platz? *Paul Verlaine* hat von Bloy gesungen:

«Ein Geist, erschreckend und zugleich bezaubernd,
sein ganzes Wesen und sein ganz Erscheinen
das eines schlechten Mönchs und eines guten Priesters.»

Ein schlechter Mönch! Mit dem Erwachen des Frühlings verläßt Bloy die Stille des weltabgeschiedenen Klosters und wirft sich in den lärmigsten Teil von Paris: *Montmartre*, *Chat Noir*! Das sind die Kontraste, die er braucht. Wollen die katholischen Verleger und Zeitungsredaktoren nichts von ihm wissen, als Pamphletist und Chansonnier kann er sich wenigstens im Bereiche der Boulevardliteratur behaupten, und wenn ihn auch die Umgebung anekelt, hier wird er zum mindesten anerkannt. Und dann ist es eine hervorragende Stilschule: hier bereitet sich der spätere «*crieur public de Notre Seigneur Jésus Christ*» auf sein Amt vor. In diesen Jahren (1882–1886) schreibt er seinen «*Verzweifelten*», die Summe all dessen, was er erlebt hat, denkt und fühlt, und diesem Aufschrei des Vergewaltigten folgen fortan in kurzen Zeitabständen Werke voll göttlicher Inspiration und Großherzigkeit, Werke, in denen irgendwie der Geist der alten Nabis wieder auflebt, und die das Drama und das Elend der heutigen Zeitgenossenschaft vorausahnen lassen. Bloy, seiner Mission bewußt, erklärt selbst: «Der Prophet ist eine Stimme, welche die Gerechtigkeit hernieder zu beschwören hat . . . Wenn man einem Lästere meinesgleichen unbedingt, und sei es auch

nur ironisch, diesen herrlichen Namen verleihen will, so muß man auch den aus der Natur der Dinge sich ergebenden Schluß ziehen, daß sein Schrei die Macht hat, die Verheerungen zu beschleunigen. In diesem Sinne wird er zum Propheten, soviel man dies ohne die göttliche Eingebung sein kann, so wie ein Betender ein Wundertäter ist.» Was Bloy in seiner Apokalypse so leidenschaftlich verkündet, ist eine sich in Krämpfen windende Erde, wo die Völker ihre Arme erstarrend gegen den Tod ausstrecken. Er erwartet das Ende, damit die immer noch säumende Herrlichkeit siegreich unter uns erstrahle. Er steht in solcher Erwartung als Christ, der, wie er einst die Pilgerfahrt ins Heilige Land ersehnt hat, so auch ständig nur ein Ziel vor Augen hat: Das Absolute, Gott. Gott ist ihm Anfang und Ende, Ausgang und Ziel, und das Absolute ist sein einziger Wertmesser. Absolut ist die Art, mit der er seine Gedanken ausdrückt, und er tut es so, weil er überhaupt nicht anders fühlen und denken kann. Absolut ist er darum auch als *katholischer* Christ. Er ist konsequenter, praktizierender, absoluter Katholik, der eben deshalb auch schonungslos mit dem offiziellen Klerus ins Gericht geht. Diese Absolutheit seiner konfessionellen Haltung kommt am eindeutigsten – und wohl auch am bemühendsten! – in seinen *Brautbriefen* zum Ausdruck, deren Beleuchtung für unsere kurze Lebensbeschreibung noch unerlässlich ist.

Nach 43 Jahren Mißerfolg, Unglück, Angst und Not lernt Léon Bloy im Nachsommer des Jahres 1889 *Jeanne Molbeck*, eine protestantische Dänin, kennen. Als Tochter des Schriftstellers Molbeck ist sie zusammen mit Bloy und andern Freunden beim Dichter Copée zu einem literarischen Abend eingeladen. Während sie auf den Hausherrn wartet, sitzt sie unvermutet Léon Bloy ganz allein gegenüber. Das Dienstmädchen bringt ihm Wein. In den Wein taucht er ein Stück Brot. Da schaut er auf die Dänin und sagt: «Mein Fräulein, das ist mein Mittagessen.» Noch niemals ist sie in unmittelbare Berührung mit der Armut gekommen, und daß man nicht einmal etwas zum Mittagessen haben könne, ist ihr bis jetzt ein unvollziehbarer Gedanke gewesen. Sie nimmt neben ihm in einem Lehnstuhl Platz, und dann beginnt Bloy seine Unterhaltung, eigentlich eher einen Monolog, in dem er die Geheimnisse seines Lebens vor ihr enthüllt. Vor einem armen Mädchen, das wohl nur versteht, ihm zuzuhören, dessen Herz sich aber wortlos und mit unwiderstehlicher Gewalt in seines stürzt. Sie ist überwältigt von dem Eindruck, den «dieser außergewöhnlich kindhafte Mensch» auf sie macht; doch bevor sie sich trennen, wagt sie die verwegene Frage: «Wie können Sie, ein so überlegener Geist, wie können Sie eigentlich Katholik sein?» – «Vielleicht», sagt er, «vielleicht bin ich das erste, weil ich das zweite bin.» Die Protestantin fühlt, daß sie nicht in der Lage ist, in diese Dinge hineinzureden, und schweigt. Er küßt ihr die Hand und geht. Am folgenden Tag erhält sie den ersten Brief von Léon Bloy. Und dann will es auf einmal nicht mehr aufhören von Briefen, weil sein Herz überläuft von Zärtlichkeit,

und sein Glücksgefühl ins Uferlose sich weitet, und weil es eben etwas Großes ist um die wahre, bräutliche Liebe, und weil sie besonders groß ist in den großen Seelen. Wollte man Brautbriefe einer besonderen literarischen Gattung zuteilen, so bildete dieses Dokument der Liebe jedenfalls ihre Krone; denn so leidenschaftlich, so ehrlich, so wahr, so radikal und schonungslos auch im Aufdecken der verborgensten Seelenvorgänge hat sich wohl noch nie ein Mann seinem ihm von Gott zugeordneten «Du» seelisch entblößt. Da ist *sub specie aeternitatis* mit schrankenloser Offenheit und mit der wesenhaften Realität unbedingter Liebe alles gesagt, was ein Mann seiner künftigen Frau sagen kann. Da wird mit unerbittlicher Folgerichtigkeit der ganze Knäuel der Fragen, die mit unserem Mannsein und Frausein zusammenhängen, auf- und abgerollt. Da wird fein und zart die Psychologie der Geschlechterfrage bis in die letzten Lichtabgründe des verlorenen Paradieses zurückertastet. Aber da kann auch grad und grob herausgesagt werden: «Die Frau hängt von ihrem Geschlecht ab wie der Mann von seinem Gehirn.» Und eben im Gefecht all der blitzenden Gedanken, in der Flut hinbrausender Gefühle geschieht unmerklich und darum für die Empfängerin dieser Briefe so unwiderstehlich das, was trotz allem das *Bemühende* an ihnen ist: mit der unbändigen Triebkraft des *Eros* verbindet sich immer ungestümer der *Konvertiteneifer* des absoluten Katholiken, der seine Braut nur als Glied in der Gemeinschaft des mystischen Christusleibes empfangen mag, so daß sie, als die sich ihm restlos Hingebende, gar nicht mehr anders kann, als sich bußfertig zu den Füßen der Mutter Gottes hinzuwerfen, ja, sich nach allen Regeln der kapuzinischen Katechetentaktik konvertieren zu lassen. Man kann, man muß auch als Protestant Léon Bloy dies verzeihen, weil keinerlei Strategie noch Berechnung ihn leitet, sondern weil die Gewalt und Leidenschaft seiner Liebe seine einzige Kampfweise und Kampfart ist; aber es ist dennoch bemühend, Zeuge dessen zu sein, daß die dänische Protestantin auf Tausend nicht Eines zu entgegnen vermag, und daß sie auch seine symbolträchtige Mariologie ohne Wimperzucken sich zu eigen macht. Schade, daß diesem gewaltigen Geist protestantischerseits nicht eine Partnerin größeren Formats begegnet ist; schade überhaupt, daß große Denker selten auch große und würdige Partner finden, und schade noch einmal, daß Genies gerade in Liebesdingen meist Unglück haben, ja, daß Nietzsche wohl recht hat, wenn er sagt, das Genie paare sich beinahe unfehlbar mit einer – Gans! Daran wird man denken müssen, wenn Jeanne Molbeck ihr «unerhörtes Glück» darin erblickt, heimgefunden zu haben in die römisch-katholische Kirche.

Am 11. Juni 1890 findet ihre Heirat unter römischem Zeremoniell statt. Es ist wahr, sie beginnen miteinander ein vorbildliches Christenleben. In der Hoffnung, der bittersten Armut entfliehen zu können, reisen sie über Hamburg, wo Bloy anlässlich der Besichtigung des Judenmarktes die Anregung für sein schwerstes und tiefgründigstes Werk «Das Heil durch die Juden» (*Le Salut par les Juifs*) empfängt, nach der Heimat sei-

ner Frau. Allein, auch in Dänemark bleiben ihnen Mißerfolg und Armut treu, nur daß sie es zusammen besser tragen und miteinander von Tag zu Tag im Gottvertrauen erstarken. Vier Kinder werden ihnen geboren, zwei Söhne, die sich zum bittersten Schmerz der Eltern den andauernden Entbehrungen nicht als gewachsen erweisen und früh dahinmüssen, und zwei Töchter, Veronika und Madeleine, die ihnen erhalten bleiben. Nach Frankreich zurückgekehrt, bezieht er wieder düstere Wohnung in Paris-Montmartre und schreibt seine großen Romane «Die Ritterin des Todes» (1891), «Die arme Frau» (1897), «Der undankbare Bettler» (1898), «Das Blut des Armen» (1909) und «Der Pilger des Absoluten» (1914), um nur die wichtigsten zu nennen, auf deren Inhalt wir noch zurückkommen werden. Er verfaßt auch viele Bücher historischen Charakters. Kolumbus, Napoleon und natürlich auch Jeanne d'Arc sind Gestalten, die seiner originellen Deutung nicht entgehen, und immer wieder schleudert er Pamphlete von sich, Broschüren, etwa mit folgendem Titel: «Léon Bloy vor den Schweinen.» Grenzenlos ist sein Jammer. An Geld ist so gut wie nichts in seinem Haus. Geld! Geld! Geld! So tönt's in endloser Litanei aus seinen Tagebüchern. Ihm bleibt es bis zum letzten Atemzug bewußt, daß er nicht umsonst einer seiner Anklageschriften den Titel gab: «Ici on assassine les grands hommes.» Es ist Ostern 1895. Er hat kalt bis in die Seelenwurzel hinein, ist so nah wie noch nie an der Verzweiflung. Schmerzlich schreibt er: «Ich komme nicht zum Gefühl der Auferstehungsfreude, weil die Auferstehung für mich niemals kommt. Ich sehe immer nur Jesus in Agonie, Jesus am Kreuz und kann ihn gar nicht anders sehen.» Vierzehn Jahre später ist es noch immer dasselbe. Er widmet sein Buch «Das Blut des Armen» seiner ältesten Tochter Veronika: «Wenn Du es liest, mein liebes Kind, dann wirst Du Dich der unendlich vielen Herzen erinnern, die leiden, der Gotteskinder, die gequält werden, der kleinen Kinder, die erwürgt werden und keine Stimme haben, zu klagen. Dein Vater hat versucht, an ihrer Stelle zu klagen und wie in einem ‚Miserere‘ alle Leiden dieser Bejammernswerten zu sammeln. Du weißt, wie teuer er dieses Recht erkaufte und in welcher furchtbaren Schule er unterrichtet worden ist.»

Mit Ungeduld erwartet Bloy bis zuletzt für sich und für alle Armen eine große Wende zum Guten. Er erwartet eine wunderbare Umdrehung der Dinge auf Grund eines unmittelbaren göttlichen Eingriffes. Aber er muß, statt dessen, noch den Ausbruch des ersten Weltkrieges erleben und sogar noch drei ganze schwere Kriegsjahre dazu. Auf den abschließenden Band seiner Tagebücher schreibt er unter dem Titel «Auf der Schwelle zur Offenbarung» diese Zeilen, deren letzte er mit großen Buchstaben hervorhebt: «Jede Größe ist von Grund aus verbannt aus der Geschichte, und wenn Gott nun offenbar handeln will, wird er es wohl selbst tun müssen, siegreich, wie vor zweitausend Jahren, da er von den Toten auferstand.

Ich erwarte die Kosaken und den Heiligen Geist.»

Bald glaubt er, Gott greife in manifester Weise ein in den Lauf der Geschichte durch eine providentielle Persönlichkeit nach gewaltigen Revolutionen und Umwälzungen, bald denkt er an ein Wunder, vergleichbar der Auferstehung des Herrn. Er zögert, dieser Persönlichkeit des «Retters» feste Gestalt zu geben; aber er sieht sie für Frankreich wohl entweder als eine neue Jeanne d'Arc oder als einen neuen Christus. Es ist jedenfalls ein *französischer* Sieger, den er herbeisehnt, und er hat sich in seiner Voraussicht nicht gänzlich geirrt. Doch auch Frankreichs Sieg zu sehen, ist ihm nicht vergönnt. Er verbringt seine letzte Zeit in der Provinz: Von Rennes geht er nach Saint-Piat und Bourg-la-Reine, wo ihn am 3. November 1917 der Tod ereilt, in dem gleichen Gartenhaus, das 1914 Charles Péguy beherbergt hat in jener Nacht vor seinem Aufbruch zur Marne. Er stirbt in der Enttäuschung darüber, sein Leben nicht als Märtyrer beschließen zu dürfen.

Herbert Hug.
Fortsetzung folgt.

Fünf Jahre Arbeiterregierung in England

Mit welcher Freude und Erwartung erfuhren wir 1945 den Sieg der Labourpartei in England. Nach zweimaligem Anlauf in den Jahren 1924 und 1931 hatte sie die Nachkriegslage richtig ausgenützt und mit einem klaren und entschiedenen Programm den «Mann, der den Krieg gewonnen hatte», und seine Zigarre besiegt und mit 394 von 640 Mandaten (das heißt 62 Prozent) eine starke Position im Lande errungen. Nach Professor Laski wird 1945 ein ebenso wichtiger Markstein sein in der politischen Geschichte Englands wie 1832, das Jahr des großen Reformgesetzes.

Auch in allen Nachwahlen hat die Arbeiterregierung einen Rekord geschlagen, indem sie keinen einzigen Sitz verlor, was bisher nie vorgekommen ist. Nun kommt die große Frage, ob das englische Volk am 23. Februar der Arbeiterpartei nach all dem, was sie geleistet hat, eine zweite Möglichkeit geben wird, oder ob es dem Beispiel der Neuseeländer und Australier folgen und die Oppositionspartei an die Macht bringen wird. David Low, der große Karikaturist (s. «Volksrecht», 19. 1. 1950), der nun für den «Daily Herald» zeichnet, und der einen hervorragenden politischen Flair hat, brachte vor ein paar Wochen ein Bild, worauf Oberst Blimp, die von Low erfundene Figur des Erzreaktionärs, als Leichenbestatter mit seinem Leichenwagen und Gefolge vor Downing Street Nr. 10 wartet. Morrison, der Diener, begegnet ihnen an der Schwelle des Hauses des Premierministers mit den Worten: «Es scheint ein Irrtum vorzuliegen, meine Herren. Der Verstorbene war ein entfernter Verwandter in Neuseeland.» Möge Low auch diesmal seinen politischen Flair beweisen. Diese weit entfernten Verwandten in Neuseeland und Austra-